

## Auszüge aus dem Gespräch

mit Frau Truthmann, Sozialarbeiterin

Klinikum Frankfurt (Oder)



**Herr Plassmann:** Glauben Sie an Zufälle?

**Frau Truthmann:** Auf jeden Fall. Ich denke, für Zufälle muss man offen sein, und hinterher merkt man, dass sich der Zufall gelohnt hat. Wenn man für Zufälle offen ist, dann kann man manchmal merken, dass da vielleicht doch etwas beabsichtigt war.

**P:** Also man kann von Zufällen etwas lernen, oder etwas mitnehmen? Haben Sie dafür Beispiele?

**T:** Also dies ist nur ein kleines Beispiel, ist letzten Montag passiert. Normalerweise gehen wir immer in der Kantine zum Essen, aber wir hatten überlegt, wir holen uns Salat. War ich zuerst nicht so begeistert, aber habe mich bereit erklärt, das auch zu holen. Da muss man nämlich bis vorne zur Straßenbahnhaltestelle laufen, man muss sich umziehen, und so weiter. Also bin ich los, und – bumms! – sind zwei Zufälle passiert. Ich habe jemanden getroffen, der mir eine Einladung gegeben hat, die er schon lange loswerden wollte, und die zweite war eine nette Begegnung. Da kam ein dicker Mercedes Schlitten vorgefahren am Krankenhaus, es hupt – ich denke, ist das für mich? – und, ja war es. Da stieg mein Onkel aus dem Auto, Oberbürgermeister, und der hat sich gefreut, mich zu sehen, netter Handschlag, und naja, war eben ein guter Zufall.

**P:** Als Sozialarbeiterin im Krankenhaus sind Sie eher am Ende des Heilungsprozesses von Patienten, zum Beispiel um den Übergang vom Krankenhaus nach Hause zu begleiten. Ist es vorgekommen in Ihrer Arbeit, dass Sie durch Zufall für einen Patienten, den Sie begleitet haben, etwas Positives hinbekommen haben?

**T:** In unserer Arbeit haben wir es mit vielen anderen Institutionen zu tun. Aber dass da mal Zufall eine Rolle gespielt hat, das würde ich nicht denken. An bestimmten Tagen haben wir eben den oder jenen Ansprechpartner, und ich könnte nicht nachvollziehen, wie es anders gewesen wäre. Da fehlt die Gegenüberstellung. Was schon mit Zufall zu tun hat – das hat sich öfters heraus gestellt – ist, dass man wenn man für Zufälle offen ist, dann ist man auch offener angesprochen zu werden. Das kann wichtig sein, dann kommt ein Arzt vielleicht früher zu uns, dann kann man bestimmte Sachen schneller erledigen. Oder wenn Angehörige da sind, denen geraten wird, gehen Sie mal sofort auch zu den Sozialarbeitern. Wenn man durch Zufall eher Kontakt hat mit Angehörigen, dann erfährt man Wünsche und Bedürfnisse früher und kann sich darauf einstellen. Dann läuft's gleich in die richtige Richtung.

**P:** Ist der Zufall Ihnen da oft ein Freund, oder ein Störenfried? Kommt es vor, dass die normalen Systeme, mit denen Sie arbeiten, durcheinander gebracht werden?

**T:** Für mich, ganz subjektiv, ist der Zufall eigentlich normalerweise ein Freund, weil ich auch, glaube ich, ein offener Mensch bin. Aber wenn es dann mal Tage gibt, wo es drei so dicke Zufälle gibt, dann reicht es auch irgendwann. *(lacht)*

**P:** Welche Grundstrukturen gibt es denn, mit denen Sie Ihre Arbeit beschreiben würden? Gibt es Muster?

**T:** Na klar, wir haben Leitlinien für das „Entlass-Management“, nach denen wir vorgehen, wo die Patienten dementsprechend versorgt werden sollen oder müssen. Wir haben da Standards: nach so und so viel Tagen sind Sachen zu melden, es gibt Verweildauern, Termine, wann Dinge zum Kostenträger gehen, etc. Das ist alles ziemlich standardisiert.

**P:** Ist das für die Patienten, so wie Sie das übersehen können, eine sehr positive Erfahrung, oder gibt es da auch welche, die sagen, das ist mir alles zu viel Bürokratie?

**T:** Die Patienten kriegen ja diese Bürokratie der Standards nicht so mit, sag ich mal. Sie kriegen hoffentlich einen guten Standard unserer Arbeit mit ihnen mit, aber dieses System, das sind ja mehr Systeme innerhalb der Krankenhausstrukturen, dann und dann müssen Patienten von den Stationen an uns gemeldet werden, etc. Das bekommt der Patient zunächst ja einfach mal nicht mit. Für Patienten ist wichtig, dass wir mit ihnen sprechen, dass sie klare Termine haben, oder dass sie wissen, wann sie abgeholt werden, etc. Für die Patienten, denke ich mal, ist es hilfreich zu wissen, dass sie unterstützt werden, und von der Bürokratie kriegen sie nicht so viel mit.

**P:** Wie sind Sie zur Sozialarbeiterin geworden? War das zufällig, oder sehr geplant?

**T:** Naja, ich wollte das schon sehr gerne, aber wenn ich drüber nachdenke, dann wird mir schon klar, dass da der Zufall auch eine Rolle gespielt hat. Meine Tante ist ein Vorbild für mich, und die ist auch Sozialarbeiterin. Früher haben wir beide im Labor hier im Haus gearbeitet, und da bin ich also auch schon zum Labor gekommen, weil meine Tante mir geraten hatte, die Ausbildung ist was für Dich, und dann habe ich das gemacht. So, und dann ist meine Tante zum Sozialdienst gewechselt und meinte wieder, ist bestimmt das Richtige für Dich. Mich hat die Arbeit mit Menschen immer sehr interessiert; damals hatte sich die Arbeit im Labor sehr verändert, nachdem ich dort 20 Jahre lang gewesen war, da war immer weniger Kontakt mit Patienten. Dann habe ich mir überlegt, beim Sozialdienst könnte ich mich bewerben. Und dann hat mich meine Tante ermutigt, einfach eine Initiativ-Bewerbung zu schreiben, also mich zu bewerben, ohne dass eine Stelle ausgeschrieben war eigentlich. Das habe ich gemacht, zufällig hing einen Tag später die Ausschreibung einer Stelle im Kasten – genial! – und zehn Tage später hatte ich Post, und ich bin zum Vorstellungsgespräch eingeladen worden. Das empfand ich schon auch als großen Zufall. Naja, und Sie sehen ja, jetzt bin ich hier.

**P:** Im privaten Leben, gibt es da Zufälle?

**T:** Ja. Da gab es einen besonderen, als ich noch im Labor gearbeitet habe. Ich hatte frei, es war Heilig Abend, ich komme mit meiner Tochter aus dem Mitternachtsgottesdienst, und es schneit. Wenn es schneit und windig ist, dann guckt man ja eher nach unten, auf die Strasse. Ich gehe also nach Hause, nach Altberesinchen, und wir gehen durch den Bahnhofstunnel. Da schneit es nun nicht, wir schauen mehr nach oben, und da sehe ich auf der gegenüberliegenden Seite kommt mir eine Kollegin entgegen, von der ich wusste, dass sie den Tag Spätdienst hatte. Und ich wusste, dass sie da am Heilig Abend zu der Zeit eigentlich nichts zu suchen hatte, denn sie wohnt im Oderbruch. Da ruf ich auf die andere Strassenseite „Nancy, wo willst Du denn jetzt hin, um diese Uhrzeit?“ Und sie sagt, wegen des Schnees musste sie nach dem Spätdienst ihr Auto stehen lassen – war ein schwerer Winter, so wie jetzt. Und sie ging gerade zum Bahnhof, ob noch ein Zug führe, oder ob es

dort einen Platz gäbe, wo sie die Nacht verbringen kann. Da habe ich gesagt, „Komm doch einfach zu mir, ist schließlich auch Heilig Abend!“ Da haben wir noch ein Glas Wein getrunken, und sie hat bei mir geschlafen. Die anderen haben dann gesagt, „Kann eigentlich nur Dir passieren!“

**P:** Eben – jemandem, der offen ist für Zufälle. Gibt es irgendein Objekt, was für Sie mit Zufällen zu tun hat? Eine Erinnerung an eine Anekdote, oder irgendetwas, das mit dem zu tun hat, über das wir jetzt gerade gesprochen haben?

**T:** Als Symbol kommt mir vielleicht Freitag der 13. in den Sinn. Aber da fällt mir noch etwas ein. An einem Freitag dem 13. wollte ich einen Blumenstrauß kaufen, und war der 7 x 13. Kunde an dem Tag. Da habe ich dann deswegen einen Blumenstrauß geschenkt bekommen, weil ich einen kleinen gekauft hatte – gelbe Rosen waren es.